UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00264456 5

A. D. Gordon

BRIEFE AUS PALÄSTINA

Schriften der „Arbeit"
Herausgegeben vom Hapoël Hazair

DS
102
.5
G67
A4
1919

A. D. Gordon

Briefe aus Palästina

WELT-VERLAG, BERLIN
1919

Schriften der „Arbeit"
Herausgegeben vom Hapoël Hazaïr

LIBRARY
JAN 31 1974
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
DS
102
.5
G67A4
1919

Gedruckt bei der Buchdruckerei Berolina G. m. b. H., Berlin

VORWORT

Für das zerrissene und unfruchtbare Denken des modernen Europa ist es bezeichnend, daß mit vielen eigentlich zusammengehörigen Dingen auch Nationalismus und Sozialismus auseinandergerissen und in eine ihrem Wesen ganz fremde Kampfstellung zueinander gerückt wurden. Der auf äußere Machtentfaltung gerichtete Nationalismus und der auf äußere Besitzumschichtung gerichtete Sozialismus haben freilich nichts miteinander zu tun. Und da zwei einander feindliche Klassen zu Trägern der beiden Ideen wurden, da die erste eine rein bourgeoise, die zweite eine rein proletarische Sache schien, mußten beide einander feindlich erscheinen. Die Macht der Wirklichkeit schuf dann allerlei Konzessionen des einen Lagers an das andere, die wesentliche Trennung aber blieb, weil man nicht in jenen inneren Bezirk vordrang, in dem Nationalismus und Sozialismus eines sind.

Es ist ein schönes und günstiges Zeichen für die Lebenskraft des Zionismus, daß jüdische Arbeiter in Palästina schaffend und denkend diese lebendige Einheit fanden. Sie, die mit ihrer Arbeit die friedliche Eroberung der nationalen Heimat begannen, überwanden den künstlichen Zwiespalt. Sie wußten im Wirken für ihr Volk, daß es nur eine würdige Lebensform für

dieses Volk geben kann, die Freiheit und Solidarität aller seiner Glieder im gemeinsamen Werk. Sie wußten zugleich, daß nichts so sehr Menschen zu binden vermag in die Gemeinschaft, die der Sozialismus erstrebt, wie die Gemeinsamkeit in Blut und Sprache, Geist und Aufgabe, die wir Volkstum nennen. Sie wußten, daß kein Volk so sehr wie das jüdische der Arbeit bedarf: um sich sein Land zu erringen und um aus der Unproduktivität, die es in der Diaspora schwach und wurzellos macht, erlöst zu werden. Sie wußten, daß diese Arbeit, um dem ganzen Volk innere Erneuerung in einer neuen Arbeitsgesinnung zu gewähren, von allen Gliedern der Nation getragen, von aller Ausbeutung befreit werden muß: das war das konkrete und besondere Motiv ihres Sozialismus wie der Wille zur Gerechtigkeit sein geistiges und allgemeines Motiv war. So war ihnen der Sozialismus die Atmosphäre, in der das Volk mit all seinen Zweigen blühen kann, die Nation die Gestalt, in der sozialistischer Geist sich ausstrahlen und auswirken kann. Und weil die Aufgaben des Volkstums wie die des Sozialismus für sie nicht in der Sicherung äußerer Macht und äußeren Erwerbs, sondern in der Sicherung innerer Freiheit und Würde und des gemeinsamen schöpferischen Lebens lagen, überwand ihr Nationalismus die Gefahr der Völkerververhetzung, ihr Sozialismus die der Klassenverhetzung.

Der Bund dieser nationalen Sozialisten ist Hapoël Hazaïr ‹der junge Arbeiter›. Einer aus dem Bunde, der palästinensische Arbeiter A. D. Gordon, spricht in

den Briefen dieses Buchs zu seinen Brüdern in der Diaspora. Die Briefe stellen keine systematische Theorie dar, obwohl sie voller Einsicht sind, keine taktische Erwägung, obwohl sie voll Spuren der Tat und voll Willen zur Tat sind. Sie können nur den Geist ausströmen, der vom Zwiespalt zur Einheit dringt und führt: den Geist, in dem Sozialismus und Nationalismus, in dem Wille zur Erkenntnis und Freude an der einfachen Arbeit, in dem Entwicklung der ‹einzelnen wie nationalen› Persönlichkeit und der ‹nationalen wie menschheitlichen› Gemeinschaft verwachsen sind, eins nur immer im andern möglich und fruchtbar.

Mögen diese Briefe als erste deutsche Buchveröffentlichung aus dem Kreise des palästinensischen Hapoël Hazaïr Zeugnis sein von einem Bewußtsein, das nicht mehr abstrakt wirkt, sondern erfüllt ist mit den lebendigen Gegenständen der seelischen und stofflichen Wirklichkeit. Von einem wirtschaftlichen und politischen Leben, das nicht mehr mechanisch und entgeistet abläuft, sondern Sinn und Würde vom gemeinsamen Geist hat, der es beseelt und den es verwirklicht. Mögen sie Zeugnis sein von der Einheit, die wir in Zion für unser gespaltenes Volk und unser gespaltenes Leben suchen, und die einige in Arbeit und Opfer der Vorbereitung drüben schon gefunden haben.

Ludwig Strauß

ERSTER BRIEF

Meine Freunde!

Ich schreibe euch durch die Zeitung, weil ich glaube, daß das die richtige Adressenform ist. Ich glaube, auf diesem Wege werden euch meine Worte treffen, wo ihr auch seid. Es liegt mir daran, daß meine Worte nicht verloren gehen. Denn ich bin kein Korrespondent, Publizist oder Artikelschreiber. Ich bin ein einfacher Jude mit einem einfachen jüdischen Herzen. Ich will euch schreiben, euch, meine Freunde, wie ein einfacher Jude einen Brief an seine Familie schreibt, und zwar gerade über Familiensachen. Und ich glaube, es wird euch interessant sein, zu lesen, was ich schreibe, denn ich schreibe doch nicht nur von mir selbst, sondern von unserer alten guten Mutter, die, nebenbei gesagt, auch jetzt noch, trotz Verwüstung und Verarmtheit, so schön ist, daß manche jungen Mütter sich wünschen dürften, so schön zu sein.

Was ist denn natürlicher als ein Gruß von der alten Mutter. Wir aber sind unserem alten Heim, einem Heim überhaupt so entfremdet, daß selbst ein Gruß von der Mutter uns kalt und versteinert klingt. Man fühlt – oder man erlebt noch tiefer als jedes Fühlen – Fremdheit vor der ganzen Welt, Verstoßenheit und Elend, und »Mutter« ist für uns fast zu kindlich, zu herzlich, zu menschlich. Verlassene Kinder, aber keine Waisen. Das Gefühl ist wie eingefroren, aber nicht tot. Es ist in jeder jüdischen Seele ein Funke vorhanden, wenn auch dem bloßen Auge unsichtbar. Und ein Funke ist genug. Man muß ihn nur zu behandeln wissen. Vor allem darf man nicht allzu sehr auf ihn losblasen. Das bringt ihn nur zu einem Aufflackern und Verlöschen. Man muß ganz allmählich Asche und Schutt des fremden Bodens abgraben, die ihn sticken und keine frische Luft einlassen. Man muß nur die Seele befreien, – der Funke wird schon das Seinige tun. Still, einfach, ernst müssen die Reden zur Seele sein; wahr, nackt müssen die Nachrichten sein, die man ihr von dem bringt, was ihr nahe und lieb ist. Das reinigt, das befreit, denn das bringt das Leben, wie es ist, und das Leben selbst kann auf der

Seele spielen, auf allen Saiten des Gefühls und des Gedankens.

Und so einfach ist mein Gruß aus Palästina. Alles ist in Palästina so einfach, werktägig wie überall. Ihr habt hier alle Kleinlichkeiten und, wenn ihr wollt, alle Niedrigkeiten wie überall. Und unsere nationale Arbeit ist so klein, so mikroskopisch klein — selbst in den guten Jahren —, daß man einen sehr hellen und scharfen Blick haben muß, um sie so zu sehen, wie sie wirklich ist. Denn Lärm, Gepolter und Feuerwerk, das auch in Palästina reichlich vorhanden ist, kann einer ernsten Seele nicht viel geben — außer Beleidigung und Ärger. Das alles müßt ihr wissen, meine Freunde, damit ihr nichts Besonderes erwartet und nicht enttäuscht werdet.

Wenn ihr euch aber mit einem grundoffenen Herzen nach Palästina wendet, mit einem Herzen, das die Wehen des Schaffens nachfühlt, auch wenn sie in Krümmungen, in oftmals ganz unschönen Schreien ihren Ausdruck finden, — dann könnt ihr sicher sein, daß ihr auf euere Rechnung kommen werdet. Das ist der Vorzug von Palästina für uns, daß wir in ihm bei uns sind, bei uns in allem, was wir sind und was wir

erleben — ob wir es nun fühlen oder nicht. Da bleibt alles unser: unser Eingreifen, unser Versäumnis, unser Licht, unser Schatten, unsere Freuden, unsere Leiden. Sorgen mit allem Zubehör, in allen Arten und Farben habt ihr dort, in anderen Ländern vielleicht nicht weniger wie wir hier, — aber euere Sorgen haben keinen Sinn, das sind Sorgen für nichts und wieder nichts. Hier aber, in Palästina, mögen die Sorgen noch so bitter, herb, schrecklich sein, sie haben einen Sinn. Hier gibt es keinen Schlag, der verloren ginge, keine Sorge, die sinnlos wäre, — hier geht wirklich kein Funke, kein Ton verloren. Ist einer in Palästina, hat er etwas getan, etwas gelitten für unsere Sache, so mag er später auch, Gott behüte, bankrott machen oder gar außer Landes fahren, mag sein Tun in Nichts zerfallen, — seine Energie, seine Hingabe, sein Leiden bleibt. Und dabei gibt es immerhin auch solche, die hier gesunde Samenkörner säen und selbst ihr Leben. Das alles wächst, von all dem legt sich um die Seele eine neue Lebensschicht . . . Das alles ist mikroskopisch klein, kaum daß man es sehen kann, — aber es lebt und mit der Zeit macht es sich auch fühlbar.

Aber am deutlichsten fühlt man es, wenn man hier arbeitet, wenn man der offenherzigen, majestätisch lichtvollen, prophetisch vertieften Natur des Landes Auge in Auge, Herz an Herz, bei der Arbeit, gegenübersteht. Man arbeitet einfach, ohne Künste, manchmal schwer und derb, und doch erlebt man zeitweise etwas, das nicht besser auszudrücken ist, als daß man sich gewissermaßen organisch in die Arbeit der Natur selbst einarbeitet, in ihr Leben und Schaffen hineinwächst. Etwas erfaßt den Menschen so weltengroß, so himmelrein, so abgrundtief, daß es ihm vorkommt, als ob er auch Wurzeln in der Erde schlüge, die er gräbt, als ob er sich auch von den Sonnenstrahlen nährte, als ob er auch mit allen Gräslein, allen Palmen, allen Bäumen sich tiefer in die tiefe Natur, größer in die große Welt hineinlebte. Und wenn schwere Augenblicke kommen — und sie kommen sehr oft — und man erhält von außen, oder gar von innen, schlimme, sinnlose, unerwartete Schläge, Schläge, daß es einem dunkel vor den Augen, trübe im Herzen wird und man wie betäubt bleibt, — da kommt einem die alte Agadah in Erinnerung, und man denkt, daß es der Engel ist, der im Frühling mit einer

Rute auf das Gräslein schlägt und ihm zuruft: »Wachse!«

Und immer dasselbe. Die Woche ist länger als der Sabbat, die Zerstörung größer als der Aufbau, die Wehen stärker als das Schaffen. Die Wehen sind nicht zu ertragen, sind tief wie der Meeresgrund, weil die Kräfte klein, die Seelen kleinlich sind. Die ganze Größe dessen, was geboren werden muß, wird nicht umfaßt, der zweitausendjährige nationale Schmerz wird nicht als große Schaffenskraft für unsere Arbeit nutzbar gemacht. Es gibt keine Verständigen, die den Wert dieses ungeheueren Kapitals zu erkennen vermöchten. Kleine Händler und Mäkler auf kleinen oder auch auf großen Börsen. Alles ist klein, kleinlich. Parasiten aber haben wir aller Art: kleine und große, ökonomische und geistige. Unser Parasitentum haben wir aus dem Golus ungemindert hierhergebracht, frisch, gesund, kräftig. Und man sät es hier tüchtig aus, und es wächst ohne Regen und blüht und trägt Früchte, die glänzen und duften und in der ganzen Welt einen klingenden Namen haben. Und von außen stürmen böse Winde, die mit einem Sturm fast alles von dem wenigen Tauglichen, das hier eingepflanzt ist, ausreißen,

fast alles, was wirklich zu leuchten beginnt, auslöschen.

Einen Trost haben wir, d. h. alle, die fest stehen und fest stehen können: daß wir die Schmerzen fühlen, fühlen bis auf den Grund. Wir sind jetzt gleich einer Frau, die jahrelang keine Kinder bekam, so sehr sie auch Gott darum bat, — und plötzlich fühlt sie, daß sie schwanger ist. Sie freut sich über jeden Schmerz, sie hat nur Angst, vielleicht ist der Schmerz zu gelinde, vielleicht ist es nicht das. Im Golus haben wir diese Schmerzen nicht gefühlt. Das sind die Wehen des Schaffens und sie geben uns Mut und Hoffnung, daß wir alles überstehen werden.

So kommen wir mit festen Schritten zu unserer schweren, finsteren Lage. Zu anderer Zeit hätte mein Gruß vielleicht voller, schöner, wärmer sein können. Ich habe auch keine Einzelheiten geschrieben und überhaupt kein Bild gegeben. Das finde ich jetzt nicht wichtig. Das könnt ihr aus anderen Quellen schöpfen und ich werde vermutlich auch noch dazu kommen, über alles in seinen verschiedenen Seiten zu reden. Meine Absicht ist jetzt nicht, bei euch für Palästina Interesse zu erwecken: es wäre überhaupt sehr schlimm, wenn ich bei Euch, meine Freunde, erst

Interesse erwecken müßte. Bei jemand Interesse erwecken heißt nicht, ihn für immer gewinnen, gewinnen mit Leib und Leben, — und Erez Israel fordert von euch Leib und Leben oder es fordert nichts. Ihr seid Juden, solche Juden, wie wir in Palästina. Meine Absicht ist, euch nicht so sehr darauf aufmerksam zu machen, was ihr für Palästina tun müßt und könnt, als vielmehr darauf, daß Palästina für euch mehr tun kann, daß es euch mehr geben kann als ihr ihm. Und nur dann, wenn Erez Israel euch etwas Lebenswichtiges gibt, nur wenn ihr in ihm das sucht, was ein Jude nirgends sonst finden kann, was tief in jeder jüdischen Seele fühlbar ist, ohne daß es einen Ausdruck finden kann, weil es keinen Ausdruck besitzt, weil es nach einem solchen erst in Palästina sucht, — erst dann könnt ihr etwas Wesentliches für Palästina tun. Sehr schlimm, sehr schädlich würde es für euch und für Palästina sein, wenn ihr ihm nur geben und nichts von ihm nehmen würdet. Mutter Erez Israel ist keine Schnorrerin. (Und gerade deshalb gibt es hier so viele Schnorrer, weil sie nur von anderen zu nehmen verstehen und nicht von ihr, im besten Fall von ihr nur das zu nehmen wissen, was sie bei anderen viel leichter hätten bekommen

können.) Solange ihr nur gebt und nichts nehmt, gebt ihr nur solches, was zum Schnorrer macht, ihr seid aber auch imstande, eurerseits etwas zu geben, das sich auch in die neuen Lebensschichten senken kann. Es wäre schon längst an der Zeit gewesen, darüber nachzudenken, wie nötig die Schaffung einer lebendigen Verbindung wäre, eines lebendigen Verkehrs zwischen den Juden in Palästina und den Juden in anderen Ländern. Jetzt hat das Leben selbst die Angelegenheit auf die Tagesordnung gestellt. Und das ist vorerst der einzige Nutzen, den wir aus unserem jetzigen nationalen Ruin ziehen können. Dieses Einzige hat aber einen sehr hohen Wert, das heißt, der Wert kann so hoch sein, wie tief wir die Sache fühlen und verstehen wollen und wie sehr wir von ihr Gebrauch machen können. Und das hat mich hauptsächlich jetzt zum Schreiben veranlaßt.

Aber dieser Gegenstand fordert einen besonderen Brief. Einstweilen — Vertrauen, Mut und Arbeit! Das brauchen wir alle, wir und ihr.

Lebt wohl!

ZWEITER BRIEF

Meine Freunde!

Was kann, sollte man glauben, einfacher und klarer sein als der Gedanke, daß wir alle, das ganze jüdische Volk, eins sein, einen Willen haben, nach einem Ziele streben müßten? Und besonders jetzt, in diesem schweren Augenblick, da bei uns alles zerstört und vernichtet wird, so daß es schwer zu sagen ist, wo die Vernichtung größer ist, in den Golusländern oder in Palästina, unserer letzten Zuflucht, und es keine Hoffnung mehr gibt, außer auf uns selbst — worüber, sollte man meinen, müßten wir mehr nachdenken, wonach mehr streben, als nach Vereinigung aller unserer Willen zu einem nationalen Wollen, aller unserer Kräfte zu einer nationalen Arbeit? Was ist, sollte man denken, da viel zu fragen, zu erklären, zu reden? Und doch ist das bei uns eine bittere, tiefe Frage, — gerade weil das bei uns eine Lebensfrage ist. So sind alle unsere

Lebensfragen, so ist unser ganzes Leben, weil es kein Leben ist, nicht von uns und nicht nach unserem Maß und Ebenbild geschaffen. Unser Leben ist nichts als das Werg aus fremdem Flachs, ein Abfall des fremden Lebens und so verstrickt im fremden Leben, daß wir nicht feststellen können, wo das eigentlich beginnt und endet, was wir unser Leben nennen. Es gibt auf der ganzen Welt kein Volk, das sich in so eigenartig tragischer Lage befände.

Wir haben nicht einmal die drei realen Grundsäulen, deren auch ein politisch unselbständiges Volk nicht entraten kann: Land, Sprache und Arbeit. Wir haben weder unser Land, noch unsere einzige lebende nationale Sprache, die Sprache unserer Seele, noch unsere national-ökonomische Arbeit. ‹Wenn wir auch in den Golusländern arbeiten und in großen Massen arbeiten, so ist unsere Arbeit doch nicht national-ökonomisch sondern sozial-ökonomisch, weil wir durch sie nicht unser national-ökonomisches Leben schaffen. Chinesen z. B. arbeiten national-ökonomisch in China, aber nicht in Amerika. Und daher steht bei uns der Sozialismus in höherem Ansehen als bei anderen, d. h. das soziale Ideal wirkt auf uns stärker als das nationale.›

Wir haben nicht das Tiefste des Lebens: den nationalen Willen, das nationale Denken, das heißt, uns fehlt die nationale Seele.

Und was ist tragischer, beinahe kann man sagen tragikomischer: gerade in der Zeit, da unser Golus am finstersten war, da wir in einem besonderen Ghetto eingeschlossen waren, hatten wir noch einigermaßen einen nationalen Willen, eine nationale Seele. Aber damals hatte unser Wille, unsere Seele keinen Körper und daher auch — keine Kraft. Wir lebten in der Vergangenheit, in der Welt unserer Eltern, das heißt — in der Luft. Jetzt da es bei uns etwas heller ist, da wir immerhin einen Körper, eine Kraft zu fühlen beginnen, — haben wir keinen Willen, keine Seele. Wir leben in fremden Welten, das heißt — wieder in der Luft. Unser Wille, unsere Seele ist in so viele Stücke zerrissen, unter wieviel Völker wir zerstreut und aufgeteilt sind oder wieviel es bei diesen Völkern Parteien gibt, wieviel Ideale und Theorien sich aus ihrem Leben schaffen lassen. Bei uns tritt der nationale Wille, das nationale Ideal hinter jedem Parteiwillen, jedem Ideal, jeder Theorie zurück. Sogar uns als Volk zu fühlen, uns selbst einzugestehen, daß wir national leben wollen, hatten wir nicht die Kühnheit, solange

andere nicht den Nationalismus offiziell für erlaubt erklärten, das heißt, solange ihr Leben sie nicht dazu gebracht hatte, in einer Theorie das zum Ausdruck zu bringen, was in ihrer Seele und in ihrem Leben niemals zu wirken aufgehört hatte. Bei uns zum Beispiel hat einer Zionist sein und sogar in Palästina arbeiten und zu gleicher Zeit Anti-Nationalist sein können, als die Zeit kam, da der offizielle Sozialismus offiziell erlaubte, Nationalist zu sein. Überhaupt, für unser Volk arbeiten, wie jeder lebende Mensch für sein Volk arbeitet, oder wie viele von den Unseren für andere Völker gearbeitet haben oder arbeiten, sich vollkommen den Idealen unseres Volkes hingeben — das heißt noch heute bei uns: zu engherzig. Das beweist euch nicht nur jeder Theoretiker, sondern jeder Berufene und Unberufene. Und nicht selten kommt es vor, daß man euch, wenn ihr von der Ganzheit des Volkes sprecht, „Kal-Jisroel-Politik!" vorwurfsvoll zuruft. Die Haltlosigkeit unseres Lebens führt dazu, daß wir Luftmenschen sind, nicht nur ökonomisch, sondern auch geistig. Wir schreien stets „Menschheit" lauter als alle Menschen, nicht weil wir wirklich ethisch höher stehen als alle, sondern weil „Menschheit" eine Abstraktion ist,

ein Luftbegriff, — im Leben gibt es nur Völker, und in Wirklichkeit arbeiten wir, obwohl wir „Menschheit" schreien, doch nur für das Volk, unter dem wir leben, nur nicht für uns selbst. Unsere geistige Welt ist eine Art Spinngewebe aus Äther, aus fremder Luft. Sie ist nicht aufzuzeigen, nicht anzutasten. Nur wer sein eigenes, grundeigenes, lebendiges Denken hat, kann an unserem Leben und auch an unserer Literatur erkennen, wie tief wir verknechtet und hypnotisiert sind. Wir fühlen selbst nicht, wie tief das fremde Leben in unserer Seele herrscht, unseren Willen und unsere Gedanken am Gängelband führt, auf unser Schaffen einwirkt, so daß wir nicht mehr wir selbst, sondern irgend welche andere sind. Und wie oft seht ihr bei uns einen Menschen, der nach seiner geistigen Physiognomie, so scheint es, vollkommen der unsere ist, ein Enkel des alten Israel, in dem aber doch eine Art wandernde Seele aus einem fremden Leben mit fremden Gedanken und Gefühlen lebt, die aus ihm redet und wirkt, während er ganz ernst glaubt, daß er es selbst sei. Wir empfinden die fremde Wirkung nicht und können sie nicht empfinden, weil nur der empfinden kann, wie Gefühle und Gedanken aus fremden Welten

wirken, der seine eigene Welt hat, die aus seinem eigenen Leben, aus seiner eigenen Seele emporgewachsen ist. Wir aber, in heutiger Zeit, haben keine eigene nationale Weltanschauung, das heißt eigentlich, wir legen uns keine bewußte Rechenschaft ab über unser eigenes national-psychologisches Verhältnis zum Leben und zur Natur. Denn die Weltanschauung unseres vergangenen Lebens, die für unsere Eltern getaugt hat ⟨und daher empfanden sie ja auch die geringste fremde Wirkung so tief⟩, taugt für uns nicht mehr; und ein neues Leben, ein national-selbständiges Leben, das uns die Möglichkeit gäbe, eine neue nationale Weltanschauung zu schaffen, haben wir nicht. Daher wissen wir nicht, wo und wer wir in der Welt sind. Und wenn sich daher bei uns eine nationale Lebensfrage erhebt, haben wir keinen einheitlichen nationalen Willen, um den Weg zu dem zu finden, was wir suchen, sondern — soviel verschiedene Willen, als es Richtungen unter uns gibt. Das sehen wir in allen unseren gegenstandslosen Kämpfen, die ohne Ende sind, um Dinge, die niemals bewiesen werden können, die sich einzig und allein an die Lebendigkeit und Tiefe des nationalen Gefühls wenden.

Ich schreibe das alles, nicht um irgend jemand zu beschuldigen, im Gegenteil, ich wollte deutlich zeigen, daß es hier keine Schuldigen gibt. Ich wollte, daß man begriffe, daß wir einander nicht deshalb nicht verstehen, weil der oder jener einen kleinen Verstand, einen engen Horizont, wenig Wissen oder geringen Ernst hat, seinem Volk untreu ist und dergleichen, sondern weil wir kein nationales und damit kein einheitliches Leben führen, weil die verschiedenen Strömungen des fremden Lebens uns nach verschiedenen Seiten tragen. Da ist keine Schuld vorhanden, da ist Tragik, Herzeleid, wenn ein Herz da ist. Und die Tragik ist noch tiefer, weil kein Schuldiger vorhanden ist, und wir beständig Schuldige in denen sehen und sehen müssen, die nicht denken und fühlen wie wir. Das führt dazu, daß wir noch zerrissener werden und nie zu einem nationalen Willen, einem nationalen Ideal kommen und eine große nationale Arbeit leisten.

Wir hatten bei der Arbeit für andere Völker und besonders in dem gegenwärtigen Krieg genügend Gelegenheit, zu sehen, daß wir eine Kraft sind. Und wenn sich alle Arbeitsfähigen unserer zwölf Millionen zu einer einzigen nationalen Arbeit vereinigen könnten, wären wir gewiß eine ganz

ansehnliche Kraft und würden etwas unternehmen können, das uns früher oder später zu einem schönen Ergebnis führen würde. Das Schlimme aber ist, daß bei uns jeder nur für seine „Klaus" arbeiten kann, seine „Klaus" für die beste hält und glaubt, daß es gar nichts Besseres geben könnte, als wenn alle so fühlen, verstehen und arbeiten würden, wie er. Und keiner will fühlen, daß hier keine Schuld, daß hier nur Tragik ist.

Da erhebt sich vor uns erst die Frage, wie wir es schließlich doch erreichen können, daß wir einen nationalen Willen haben, eine nationale Arbeit tun.

Was diese Frage bedeutet, weiß jeder Jude, der an sich Fragen stellt und unter ihnen leidet, aber jetzt, glaube ich, stellen sich diese Frage eine Menge solcher, die sie früher niemals gestellt haben. Der Krieg hat uns die Augen ganz neu geöffnet. Er hat uns so richtig gezeigt, was es heißt, ein Volk ohne Heim zu sein, was es heißt, Brüder zu töten, zu verwunden, zu vernichten ohne Schuld, ohne Interesse, ohne Ausblick, ohne Sinn. Und wenn wir nach dieser letzten Lektion nicht bis auf den Grund verstehen und einsehen, daß wir etwas tun müssen, dann weiß ich nicht mehr, was mit uns geschehen wird. Und der

Krieg hat uns ja auch schon zu fühlen gegeben, daß wir etwas tun müssen. Man redet ja von einem jüdischen Kongreß, von einer Vertretung auf der Friedenskonferenz, wenn man uns nur zulassen wird. Etwas wird auch dafür getan. Das ist alles gut, — warum nicht? Aber mehr, einen tieferen Grund als das „Warum nicht?" haben wir nicht. Es ist Zeit, daß wir verstehen, daß auf einer solchen Konferenz, auf der es um die Interessen der großen Staaten geht, die Gerechtigkeit mit der Sprache der Kanonen spricht, und daß, wer diese Werkzeuge der Gerechtigkeit nicht besitzt, ruhig mit seinem Rechtsgefühl zu Hause bleiben mag. Das will aber nicht heißen, daß wir schweigen müssen. Wir müssen tätig sein und dürfen nicht darauf verzichten, etwas zu tun. Wir müssen aber wissen, was wir zu tun haben, und uns keine Träume einreden, als ob wir davon etwas Richtiges erhofften. Wir wissen schon übergenug, was wir von allen Seiten zu erwarten haben. Sich noch einmal davon zu überzeugen, kann nicht schaden, aber nützen kann es uns nur als Mittel, unser altes Grundgesetz zu vertiefen, daß wir nur auf uns selbst hoffen dürfen. Unsere Hauptaufgabe muß stets sein: unsere Seele aus ihrer Zerrissenheit

zu erlösen und zur Einheit zu führen! Aber das ist bei uns das Schwerste. Darüber müssen wir viel, viel nachdenken.

Recht klar wird uns das erst, wenn wir der Sache mehr auf den Grund gehen, wenn wir gewahr werden, daß wir, um eine scheinbar so einfache, klare Frage, wie die der Heilung unserer zerrissenen Seele zu behandeln, erst einen weiten und nicht sehr sicheren Umweg machen müssen. Denn wer kann dafür, daß in unserem Leben, das, wie gesagt, in ein fremdes verstrickt ist, erst die Frage unserer nationalen Ganzheit aus der Frage des Lebens und Wertes einer Nation überhaupt herausentwickelt werden muß?

Und da können wir wieder vom Kriege lernen. Wir müssen sehen, was er nicht nur uns selbst sagt, sondern was er dem Menschen überhaupt sagt. Wir müssen nicht nur darüber nachdenken, was er uns ausdrücklich sagt, sondern auch aus eigener Initiative uns über ihn Gedanken machen. Denn im gegenwärtigen historischen Augenblick steht die nationale Frage in ihrem weitesten und tiefsten Umfang, in ihrer allmenschlichen, ja kosmischen Ausdehnung und Bedeutung vor der ganzen Kulturwelt. Wenn

das Leben, wie man sagt, Fragen stellt, so hat es hier, glaube ich, die Frage so gestellt, wie sie nur das Leben stellen kann, und nicht nur, wie es sie immer stellen kann, sondern wie es sie nur in solchen Augenblicken stellen kann, da die Saiten bis zum äußersten gespannt sind, da schon ein Ende kommen muß. Aber während die lebenden Völker vielleicht ihren Weg weiter gehen können, wie sie ihn bisher gegangen sind, ohne besonders darauf zu hören, was man hier hören kann, — müssen wir unbedingt hören und verstehen, weil es bei uns ums Leben geht.

Aber dieses Thema fordert wieder einen besonderen Brief.

Lebt inzwischen, meine Freunde, wohl und glücklich!

Palästina.

DRITTER BRIEF

Meine Freunde!

Ich komme jetzt zum schwierigsten Gegenstand unserer Unterhaltung. Wir halten beim Krieg. Laßt uns sehen, was sich aus der elementaren Umwälzung, einer Umwälzung, dergleichen die Welt noch nicht gesehen hat, für das lebendige Denken, die lebendige Seele ergibt.

Völker, Kulturvölker schlagen sich, machen andere und sich zu Trümmerhaufen, metzeln Millionen junger Menschen, ihre besten Kräfte, nieder, zerstören Städte, Dörfer, Provinzen, Länder, die Arbeit von Hunderten von Jahren. Was ist das? Was geschieht da? Werden sie denn so viel gewinnen, als sie an sich und anderen zerstören? Wo ist die Weisheit, der Fortschritt, das Licht, alle die schönen Dinge, deren sich die heutige kluge Generation so rühmt?

Es ist undenkbar, daß das alles durch einen Zufall, einen Irrtum oder dergleichen gekommen

ist. Wir sahen, daß Menschen, die stets gegen den Krieg sind, mit kaum begreiflicher Glut in ihn eintraten. Wenn Menschen, die fühlen und denken, dichten und schaffen, das Recht predigen, Geräte der Arbeit und des Schaffens in solche des Mordens und der Verwüstung umzuschmieden, so läßt sich das nicht mit leeren Phrasen erklären. Menschen sind stets und überall Menschen. Noch weniger läßt es sich durch einen Zufall oder dergleichen erklären, daß die Arbeiterparteien in den Kriegsländern, die größten und entschiedensten Gegner des Krieges, nach allen ihren Protesten so einstimmig in den Krieg eingetreten sind. Hier ist offenbar etwas zum Ausbruch gekommen, ein menschliches, tiefmenschliches Gefühl, eine höhere menschliche Gewalt, die lang, lang unterdrückt war, oder die man lang, lang sich nicht vollkommen ausleben ließ.

Daß man hier Schuldige findet, daß ein Volk dem andern, eine Klasse der andern, die Arbeiterpartei des einen Landes der Arbeiterpartei des andern die Schuld zuschiebt, das sind natürlich nur Vorwände. Schuld sind alle oder keiner. Der Krieg hat, wie wir wissen, nicht auf Grund reiflicher Überlegung aller Beteiligten angefangen,

er ist unerwartet für alle Beteiligten ausgebrochen. Schuld ist also das ganze frühere Leben, d. h. die Lebensweise aller Beteiligten, in denen sich etwas staute, bis es ausbrach. Es sagt sich so leicht, so sicher: der Kapitalismus, die Regierungen. Wer sind denn der Kapitalismus, die Regierungen, wenn nicht die Völker? Kann eine Regierung ohne Volk, ein Kapital ohne Arbeiter sein? Das Volk, die Kraft des Volkes regiert stets, bei jeder Regierung, auch bei der despotischen. Und wenn es eine schlechte Regierung hat, bedeutet dies, daß es nicht genug Bewußtsein oder Willen besitzt, um eine bessere zu haben. Das Kapital wird stets durch die Arbeiter geschaffen, und hängt stets mehr von den Arbeitern, von der Arbeitergemeinschaft ab, als sie von ihm; und wenn das Kapital über die Arbeiter herrscht, bedeutet dies, daß sie nicht genug Bewußtsein oder Willen besitzen, um das Kapital zu beherrschen. Das Kapital in dem Sinne zu beherrschen, wie es hier gemeint ist, heißt aber letzten Endes vor allem vom Kapital, von der Begierde nach Kapital frei sein. Die Begierde nach Kapital bedeutet wieder im letzten Grunde nicht mehr und nicht weniger als die Begierde, über den andern, seine Kraft, seinen

Willen, sein Leben zu herrschen, um ein wirtschaftlicher oder ein geistiger Parasit oder beides zu sein. Der Kapitalist ist nicht dadurch stark, daß er wirklich eine reale Herrschermacht besitzt, — die Arbeit ist eine größere und in Wahrheit realere Macht —, er ist nicht durch seine Macht stark, sondern durch der anderen Schwäche, durch der anderen Begierde, die er befriedigen kann und sie nicht. Die Begierde läßt sich aber nicht so leicht entwurzeln, wie man glaubt. Da reicht es noch nicht aus, genug Bewußtheit und Willen zu besitzen, daß der andere nicht über einen herrsche: die Begierde, über den andern zu herrschen, ist damit noch keineswegs erstorben, wenn sie auch gewöhnlich sehr tief verschlossen und zumeist dem Eigentümer selbst verborgen ist.

Das kann man im Leben sehen, sofern man es nicht unmittelbar psychologisch einsieht. Es ist deshalb nicht ohne weiteres offenbar, weil es ja auch nicht ohne weiteres offenbar ist, daß ein auf breiterer als der durch die eigene Kraft möglichen, ökonomischen Grundlage ruhendes Leben und, allgemein gesprochen, die Inanspruchnahme von wirtschaftlichen Gütern über das Maß dessen hinaus, was man zum Leben braucht, dessen, was man braucht, um aus sich alles

herzugeben, was man zu geben fähig ist, — das dies bereits über andere herrschen heißt. Die Begierde hat zu tiefe Wurzeln im Willen des Menschen, möglichst leicht und bequem zu leben, sie hat zu tiefe Wurzeln in der ganzen bisherigen Kultur, in der Reichtum, Herrschaft soviel wie Glück, Ehre, Größe, Stärke bedeutet.

Ein nicht viel weniger ergiebiger Boden findet sich für sie in der neuen Kultur mit ihrem Streben nach Herrschaft über die blinde Natur. Schon in dem Gedanken einer Herrschaft über die Natur liegen die Wurzeln der Herrschaft des einen Menschen über den anderen begründet. Wenn der ganze Sinn des Lebens, seine ganze Schönheit und Stärke darin liegt, daß der Mensch sich als Herrscher und durch sein Herrschen als Gebieter fühlt, kann es nicht ausbleiben, daß bei ihm irgend einmal ein Gedanke und ein Wille geboren wird, sich als Herrscher über den Menschen, als Herrscher über den Herrscher, Gebieter über den Gebieter zu fühlen, sei es durch Macht über den einfachen Menschen, sei es durch geistige Herrschaft, oder wie Übermenschentum beschaffen sein mag. Herrschaft bleibt stets Herrschaft, stets schwer zu ertragen für einen wahrhaft freien Geist, stets schädlich

in ihrer Wurzel – stets führt sie schließlich zu ganz gewöhnlicher Herrschaft mit allen ihren Nachwirkungen für andere: Abhängigkeit, Knechtschaft, Armut usw. Das kann man auch im Leben sehen, wenn man es nur ohne Brille betrachtet. Aber zu glauben, daß es möglich sei, eine solche soziale Ordnung oder eine solche Art ordnungslosen Lebens zu schaffen, daß auf ewig jede Möglichkeit der Herrschaft des einen über den anderen ausgeschlossen bleibt, heißt glauben, daß man eine derartige Ordnung oder Lebensweise schaffen kann, daß es unter Menschen keine stärkeren und schwächeren gibt, keine niedrigen Seelen mit großen und keine edlen Seelen mit kleinen praktischen Fähigkeiten usw. Dies würde soviel bedeuten wie wollen, daß das Leben eine Art mechanisches Gehwerk, der Mensch eine Art Maschine werde. Die heutige Kultur mit ihrer Herrschaft über die blinde Natur, mit ihrem Triumph über deren Blindheit, mit ihrer Fesselung des Lebens in eiserne Bande, – die heutige technische Kultur strebt eben danach. Und so geht es seinen Gang. Der Mensch wird immer maschinenartiger, das Denken wird technisch, das Fühlen technisch, das ganze Leben wird technisch. Aber

das Leben ist, wie wir sehen, stärker. Es protestiert auf seine Art, despotisch, elementar, kosmisch. Es schafft einen Krieg, den niemand braucht, niemand will, der keinem Nutzen bringen kann, einen Krieg, der mit der Sprache des Todes und der Verwüstung dekretiert, was Menschen nicht hören wollten, solange es mit der Sprache des Lebens und des Schaffens nach Ausdruck rang. Da, sollte man meinen, handelt es sich um etwas Tieferes als um das, wovon in Parlamenten, Versammlungen oder auch Akademien geredet wird. Da wird etwas Höheres gefordert als das, was durch Kanonen und dergleichen Ausdrucksmittel von der heutigen technischen Kultur gefordert wird.

Vor allem erhebt sich da vor uns die Notwendigkeit, uns etwas mehr in das Nachdenken über den Menschen und sein Leben zu vertiefen. Auf den ersten Blick sind wir doch alle gegen den Krieg, jeder der nur ein Herz und ein Hirn sein eigen nennt. Auf den ersten Blick sehen wir doch alle in ihm nur Wildheit, Grausamkeit, Barbarei. Und doch — warum sollen wir uns täuschen? Irgendwo in der Seele ist etwas, das eine gewisse Bewunderung für die grandiose Gewalt des Krieges hat. Irgend

etwas ist es, das wie ein Vulkan oder dergleichen große Weltkräfte auf uns wirkt. Wir sehen da, wie groß, wie weltengroß des Menschen Wille ist, seine Aufopferung, sein Bedürfnis nach Aufopferung in bestimmten Augenblicken ‹zu glauben, daß hier nur Zwang wirkt, würde jedenfalls von keinem tiefen Verstehen zeugen›. Wir sehen da ein Verhältnis zum Leben, das kosmisch groß und stärker als der Tod ist. Wie groß könnte das menschliche Leben sein und wie erhaben die Beziehungen des Menschen zum Nebenmenschen, zur Natur, zu sich selbst, wenn er zu leben verstünde!

Was heißt das: großes Leben, erhabene Beziehungen? Kann der Mensch groß leben, wenn er der Natur entfremdet ist? Kann er frei leben als Knecht der Natur oder als Herrscher über sie — was vielleicht ein und dasselbe ist? Kann des Menschen Leben lichtvoll sein, wenn die Natur, der Quell des Lebens, blind ist? Kann dort Leben sein, wo alles auf Mechanik, auf Technik beruht? Geh und finde da einen Sinn für die höheren Bestrebungen der menschlichen Seele! Geh und finde da höheres Leben das Volkstum, ein Grundelement der Menschenseele und das furchtbarste von allen!

Es muß ein für allemal klar werden, daß das ganze höhere Streben der menschlichen Seele, alle ihre höheren Forderungen, die ihren Ausdruck in dem finden, was man Ästhetik, Moral, Religion nennt, nichts anderes ist als das Streben der Seele, sich vollkommen nach allen Richtungen auszuleben, alles zu durchleben, was der Verstand faßt, und mehr als er faßt. Das hat aber keinen anderen Sinn als ein Leben mit der Natur zu leben, nicht nur menschlich, sondern auch kosmisch. Altruismus und dergleichen sind nur arme, schwache Ausdrücke für einen ganz klaren, aber unendlich großen Begriff: die menschliche Seele, das Ich jedes Menschen will einfach ein höheres Leben führen, nicht nur stumpf, eingesperrt, erstickt in dem kleinen, engen Kreis leben, den man Egoismus, egoistisches Ich nennt, sondern mit allem und in allem Bestehenden, in allen seinen Tiefen, mit der Natur und in allen ihren Tiefen, mit ihrem großen kosmischen Leben, in der Unendlichkeit. Je größer, tiefer und reicher die Seele ist, um so größer, tiefer und reicher ist auch ihr Streben nach einem höheren Leben.

So ist das Leben des Einzelnen und so das des Volks. Eines hängt von dem andern ab. Richtiger: das Volk ist das wichtigste

Zwischenglied zwischen dem Leben des Individuums und dem der Natur. Das Volk, kann man fast sagen, hat den Menschen geschaffen: das Volk hat seine Sprache, seine Sitten, seine Kunst, seine Religion geschaffen, das heißt soviel wie: seinen Verstand, seine Seele, seine Welt, — das Volk, nicht die soziale Gruppe. Das Volk ist mehr als eine soziale Gruppe. Das Volk — das ist der Mensch, das menschliche Ich eines gewissen Teiles der Natur ⟨eines gewissen Landes⟩ in seinen verschiedensten Gestaltungen und Erlebnissen. Erst das Volk, das kollektive Ich, die Seele der Nation, allumfaßt die Seele der Natur, die die Seele des Einzelnen nicht zu umfassen imstande ist; erst in dem kollektiven Verstand des Volkes spiegelt sich der unendliche Verstand der Natur wider, der sich nicht vollkommen in einem einzigen Tropfen widerspiegeln kann. Erst durch das Leben des Volkes ist das menschliche Leben fähig, menschlich zu sein, erhält der Mensch die Möglichkeit, kosmisch groß zu leben, bedeuten überhaupt die höheren Bestrebungen des Menschen etwas, sind sie keine leere Phantasie. Das Volk ist eine lebendige Kraft, die, wie wir sehen, in großem Maßstab schaffen kann, Leben schaffen kann ⟨und daher

hat sie in dem Maße gesündigt, als der Mensch überhaupt sündigt); aber deshalb muß sie auch lebendig sein, stets mit dem Leben Hand in Hand gehen. Das heißt: es muß wieder, ebenso wie beim Individuum, ein für allemal klar werden, daß das bessere Leben, das die Seele eines Volkes sucht, das Glück, die Größe, nach der das nationale Ich strebt, nicht, wie man meint, im egoistisch-nationalen Glück besteht, nicht in einem Leben, das von der großen Welt abgeschlossen ist. Das nationale Ich, die Seele des Volkes, will so gut wie das individuelle Ich auch ein höheres Dasein führen, über die Grenzen seines nationalen Lebens hinaus, über die Grenzen des Lebens, das ihm die Natur seines Landes gewährt, in das Leben der übrigen Völker hinein, in das Leben, das dem Menschen die ganze unendliche Natur gewährt. Die Nation lebt, so gut wie der Einzelne, nicht nur für sich selbst, sie hat wie der Einzelne nicht nur für sich selbst, sondern auch für die übrige Welt zu sorgen und zu arbeiten. Das, was man nationale Interessen, nationale Ideale nennt, ist nicht in den Grenzen egoistisch-nationalen Lebens abgeschlossen, — nationale Interessen und Ideale umfassen das ganze Leben des Menschen, die ganze Menschheit, die

ganze Welt. Es gibt keine weiteren, höheren, erhabeneren Ideale und Interessen als nationale; es gibt keine besonderen nationalen und besonderen allmenschlichen Ideale und Interessen, — es gibt hier, wie beim Individuum, kleinere, engere, egoistische nationale Ideale und Interessen und höhere, weitere, allmenschliche, kosmische nationale Ideale und Interessen. Ja noch mehr, der Einzelne kann allmenschliche Ideale und Interessen, wenn sie einen lebendigen Wert, eine lebendige Kraft haben und nicht leere Phantasien sein sollen, erst durch das Leben des Volkes erhalten, das alle möglichen Erlebnisse und Beziehungen, Ideale und Interessen umfaßt, die das menschliche Leben nur in sich schließen kann. Das ganze menschliche Interesse am Leben, der ganze menschliche — das heißt psychologische, nicht nur physiologische — Sinn des Lebens ist durch die Nation geschaffen. „Menschheit", „allmenschliche Ideale" usw., das sind nur Abstraktionen, kollektive Begriffe; in Wirklichkeit gibt es nur Völker, jedes Volk mit seinem besonderen Leben; im Leben gibt es nur nationale Ideale, nur nationale Interessen. Kein Mensch lebt in der Luft, in der „Menschheit": jeder lebt in seinem Volk und mit dem Leben seines Volkes (oder

eines fremden Volkes⟩, auch wenn er in der Wüste lebt ⟨Beispiel: die Sprache, in der er denkt⟩. Das Schlimme ist aber, daß im Leben, und gerade im bewußten Leben, einstweilen noch die Abstraktionen wirken. Gerade diejenigen, die große Ideale, großes Leben suchen, gerade sie überspringen die Nation, springen vom Individuum gleich in die abstrakte Menschheit. Die Nation, die nationale Seele, die nationale Form des Lebens verneint man entweder ganz, als eine Übergangsform des menschlichen Lebens, oder man behandelt sie wie eine alte Mutter, die man aus alter Liebe, aus wohltätigem Sinn, aus Pflicht unterhält, oder die man für ein notwendiges Übel hält, mit dem man rechnen muß, und die gewisse Verdienste hat. Aber daß sie die Kraft sein soll, die vereinigt und dem ganzen Organismus Leben gibt, die ohne Aufhör wirkt und schafft, die Kraft, die die Grundlage für alle gesellschaftlichen Beziehungen ist, gleichgültig von welchem Samen sie stammen, — das klingt etwas unglaubhaft. Sie sieht man erst, wenn sie elementar hervorbricht, und da hat sie freilich keine Lichtgestalt. So verhält man sich zu ihr, sowohl dort, wo man sich von der idealen Seite dem Leben nähert, wo man ein Ideal sucht, nach dem

sich das bewußte menschliche Leben richten soll, als auch dort, wo man sich ihm von der sozialen Seite nähert, wo man das soziale Leben der Allgemeinheit zu verbessern strebt.

Von der idealen Seite will das eigentlich heißen, daß der Begriff des menschlichen Lebens nach allen tiefen Forschungen, nach allen hohen Bestrebungen noch immer der Begriff eines Lebens bleibt, das im letzten Grunde eng egoistisch ist, und das man verlassen muß, wenn man nach höherem Leben strebt. Das menschliche Ich bleibt noch immer in sich selbst verschlossen, abgeschieden von der Natur, der Quelle des Lebens, das heißt abgeschieden von allem. Wieviel man auch darüber grübeln mag, es bleibt doch der Sinn des Lebens, das Interesse des Lebens dabei in kleinen, begrenzten, egoistischen Erlebnissen erschöpft. Und wenn die sündige Seele sich hier eng, bedrückt und gewürgt fühlt und etwas Weiteres, Höheres, Erhabeneres sucht, so muß sie ihr Ich verlassen und zu irgendeinem Altruismus übergehen oder in einen Übermenschen hinüberwandern oder in der großen Abstraktion, die Menschheit heißt, aufgehen. Die Nation, das nationale Ich muß sie überspannen, so gut wie sie das eigene persönliche Ich verlassen muß,

wenn sie höhere Sphären des Lebens sucht, denn das Leben der Nation bleibt, wie das Leben des Individuums, an sich egoistisch, das heißt national-egoistisch, bleibt an sich bei den niedrigeren Sphären des Lebens, bei den kleinen, engen, egoistisch-nationalen Idealen und Interessen, da die höheren Sphären abstrakt geblieben sind und nur in der Abstraktion Menschheit ihren Ort haben.

Noch deutlicher ist das auf der Seite der sozialen Strömungen. Gerade in den Kreisen, in denen man das ganze gesellschaftliche Leben umzuschaffen sucht, berücksichtigt man die nationale Seele sehr wenig, wenn man sie nicht gar verneint. Im besten Fall bestätigt man ihr das Recht, in den geistigen Sphären des Lebens, man kann sagen, in den Sphären der Phantasie zu schaffen, denn die Wirkung dessen, was man das Geistige zu nennen pflegt, auf das Leben ist sehr wenig lebendig. Aber in dem lebendigen Leben, im Schaffen des alltäglichen und ständigen Lebens gebe es größere und wirksamere Kräfte. Da arbeiteten einerseits der Lebenswille jedes Einzelnen, sein Kampf ums Dasein, andererseits die sozialen Verhältnisse, der Kampf der verschiedenen Klassen um ihren Anteil an den ökono-

mischen Gütern. Wenn man also ein höheres Leben für die Allgemeinheit, für die ganze Menschheit suche, so sei die eine Voraussetzung, daß man die soziale Seite des Lebens, die soziale Ordnung verbessere oder umschaffe, und die andere, daß man die individuelle Seite des Lebens, die Erziehung des Individuums verbessere oder umschaffe. Andere kehren die Reihenfolge um. Die nationale Seite aber, die Seite, von der alle Individuen mit einem lebendigen Band umschlossen und zu einem lebendigen und schaffenden Organismus, zu einer lebendigen Nation vereinigt sind, die Seite, durch die die Nation mit den übrigen Völkern verbunden ist, durch die sie im Grunde mit der lebendigen, unendlichen Natur und damit mit der ganzen Menschheit vereint ist, — diese Seite hat keine wissenschaftliche Fundierung und hängt also in der Luft, wenn sie nicht ganz und gar eine leere Phantasie ist. Auf diese Weise bleibt die nationale Seite als wirkende Lebenskraft vollkommen frei für die Teile des Volkes, die zumeist ungebildeter, gewöhnlicher, fanatischer sind, ebenso wie für die Kreise, die ihre ganze Kraft vom Nationalismus haben und daher daran interessiert sind, daß das nationale Gefühl egoistischer, gröber, unbändiger sei, — und alle

diese sorgen schon für diese Seite in ihrer Weise. Sie beschäftigen die nationale Seele mit kleinlichen nationalen Interessen und erziehen sie so in den niedrigsten Sphären des nationalen Lebens. Im allgemeinen bleibt der Nationalismus eine Art Kult, der das gerade Gegenteil des Ideals einer Nation ist, die Größe in ihrem Streben nach einem großen Leben mit allen Nationen sieht.

So wird durch hohen Idealismus und wissenschaftlichen Sozialismus die Nation, der Mensch erstickt. Zu derselben Zeit, da man zum Beispiel für das ästhetische Gefühl Wege sucht, um es auf eine neue Art zu beleben und es auf der Höhe der neuen Gedankenwelt zu erhalten, läßt man das nationale Gefühl, die Seele des Volkstums mit allen ihren abgrundtiefen Wurzeln irgendwo in einem Treibhaus, wenn nicht in einem finsteren Keller wachsen, weit entfernt von dem lebendigen Leben, weit hinter den neuen Horizonten, die für die menschliche Erkenntnis entdeckt werden. Man kann fast sagen, daß das Leben in den heutigen Zeiten nicht deshalb so trocken, so hart, oder wie man sagt, so grob materialistisch ist, weil man an diese oder jene materialistische Lehre glaubt, weil der Verstand heute so klug

ist, klüger als die Quelle, der er entspringt, klüger als des Menschen Seele, als sein eigenes Ich, als das Leben – sondern weil die Nation ausgetrocknet ist, weil sie mit dem Leben zu gehen aufgehört hat. Der Mensch, kann man sagen, hat heute keine Seele mehr, weil die Nation, das Leben keine Seele mehr hat. ⟨Wenn die Furcht vor Gott nicht wäre, die heute so groß ist, hätte ich noch mehr gesagt: der Mensch hat heute keinen Gott, weil die Nation keinen Gott hat.⟩ Schon die eine Tatsache, daß das ganze Gebäude des menschlichen Zusammenlebens auf dem Sozialismus und nicht auf dem Nationalismus und letzten Endes sogar in einem entschiedenen Gegensatz zum Nationalismus errichtet ist, beweist zur Genüge, daß das Gebäude des menschlichen Zusammenlebens nicht als lebendiger Organismus betrachtet wird, in dem erst durch das kollektive Leben aller Zellen das Leben jeder einzelnen Zelle seinen echten, lebendigen Sinn erhält, sondern als Mechanismus, bei dem man nur dafür zu sorgen braucht, daß seine Teile ganz und richtig zusammengesetzt sind, damit er richtig gehe und gehörig arbeite. Das ist kein organisches Zusammenleben, das ist ein mecha-

nisches Leben nebeneinander, richtiger ein Existieren nebeneinander. Da gibt es kein lebendiges und belebendes Band, keine Lebenseinheit zwischen den einzelnen Menschen eines Volkes; das einzige Band, das Menschen zu einem Streben, zu einem Leben verbindet, sind die gleichen, in der Hauptsache ökonomischen Interessen. Was für ein lebendiges und belebendes Band, was für eine Lebenseinheit kann da zwischen einem Volk und dem anderen, zwischen allen Völkern vorhanden sein?

Das alles führt dazu, daß, so sehr sich auch bei einzelnen Menschen oder bei ganzen sozialistischen Gruppen der Gedanke und das Gefühl entwickeln mag, daß alle Menschen gleich, daß alle Brüder sind, ja sogar, daß auch alle Nationen gleiche Rechte haben, — dennoch die Völker als kollektive Individuen ⟨und im Grunde auch die einzelnen Menschen verschiedener Nationen dort, wo in ihnen, bewußt oder unbewußt, das nationale Gefühl spricht, und soweit es tief in ihnen spricht und lebt⟩, doch stets einander fremd, fern, und gegeneinander blind und in einer Stimmung bleiben, die zu allen Zeiten der Feindschaft näher als der Freundschaft ist, so daß es mitunter nur eines

kleinen Funkens bedarf, damit der Chauvinismus, wenn nicht die Feindschaft, wie ein höllisches Feuer auffladkere.

Ein für allemal: wenn wirklich einmal eine Zeit kommen soll, in der Kriege unmöglich sind, so kann das nur auf dem Wege eines großen, menschlich-kosmischen Nationalismus geschehen. Nur dann wird ein Volk nicht das Schwert gegen das andere erheben, wenn nicht nur Menschen die Pflicht haben, aufrichtig zu sein, wenn nicht nur Menschen einen Willen haben, groß zu sein und zu leben, sondern wenn Völker nach Größe, nach menschlich-kosmischer Größe streben, wenn ein Volk des anderen Seele fühlen wird, wie es seine eigene Seele fühlt, das heißt im Grunde, wie wir sahen, wenn es seine eigene Seele so tief als möglich zu fühlen vermag. Wird die Nation ein großes Leben suchen, so wird sie ein großes Leben schaffen und keines Krieges bedürfen, um sich vollkommen auszuleben. Schaffen kann sie aber nur dann, wenn sie etwas zu schaffen hat, wenn sie genügend Weite zum Schaffen hat. Hat sie aber nicht genug Weite, um einen Tempel für alle Völker zu schaffen, so schafft sie Gefängnisse, Ketten für andere Völker wie auch für

ihre eigenen Kinder. Schafft sie nicht, so vernichtet sie. Das sehen wir im gegenwärtigen Krieg.

Und das alles sieht man ganz besonders gerade in dem, was man Kapitalismus nennt. Das Kapital, sagt man, ist international. Was heißt das? Das heißt, das Kapital hat keine Seele und dient seinem Eigentümer nur als Maschine. Es hat nur ökonomische Werte zu schaffen und wirtschaftlich zu beleben. Es schafft eigentlich parasitär und macht zum Parasiten: es kommt aus fremder Kraft und gibt Reichtum und Herrschaft, was gleichbedeutend ist mit einem Wachsen durch das Blut und Mark eines anderen und einem sich hoch und erhaben Fühlen, indem man auf dem andern reitet. Es kann und muß international sein, weil ihm das Leben des Volkes, das heißt im Grunde das Leben der ganzen Menschheit belanglos ist; es kümmert sich nur um die Kasse seines Eigentümers. Ihm ist gleichgültig, ob das Volk glücklich, menschlich, gesund, natürlich lebt, ob alle Glieder des Volkes gesättigt, kräftig, lebendig und fähig sind, das schönste und beste Leben zu schaffen. Und daher sucht es nicht das zu schaffen, was für das Volk, für alle Teile des Volkes und damit

auch für die ganze Menschheit von größerer Notwendigkeit ist, sondern das am meisten Gangbare, das heißt das, was Reichere brauchen, Parasiten gleich seinem Eigentümer, und Reichere gibt es auf der ganzen Welt natürlich mehr als in einem Volk. Daher sucht es auch für die anderen Länder nicht das für die ganze Bevölkerung Nützlichere zu schaffen, sondern das in irgendeiner Hinsicht für das Kapital überhaupt besser Lohnende. Und daher fühlt es als sein gutes Recht, riesengroße Geschütze und alle die Waffen zu schaffen, die dem Menschen nur Verderben und Tod bringen, sei es in physischer, sei es in geistiger, sei es in beiden Hinsichten.

Und die Arbeit? Die Arbeit, sagt man, kämpft mit dem Kapital. Aber wie denn? Genau so, wie das Kapital mit der Arbeit kämpft. Das Kapital kämpft für seine Klasse und die Arbeit für die ihre. Das Kapital ist international und die Arbeit ist auch international. Das Kapital sucht weitere Absatzgebiete für seine Ware und die Arbeit braucht Märkte, sobald sie eines Weges mit ihm geht. Das Kapital flieht aus dem Dorf, aus der Natur in die Stadt, wo es bessere Geschäfte

machen kann, die Arbeit ihm nach ‹nicht nur aus Not›. Das Kapital baut Fabriken, um Kanonen und alle die Dinge zu fabrizieren, die die Welt verwüsten oder den Menschen vernichten, oder alle die Dinge, die nur für Reiche taugen, während Dinge fehlen, die für alle wie das Leben nötig sind, – und wer macht dies alles? Die Arbeit. Man darf nicht glauben, daß hier die Not allein wirke, daß der Arbeiter das alles arbeiten müsse, um sein Brot zu verdienen. Damit kann man den oder jenen einzelnen Arbeiter, den oder jenen Fall entschuldigen, aber nicht die gesamte Arbeiterschaft, nicht die Arbeit als solche. Gibt es denn bei den Arbeitern irgendein Verbot, in der erwähnten Weise zu arbeiten, solange man auch ohnedies, wenn auch etwas bescheidener, leben kann? Sind denn irgend einmal Streike in diesem Sinne vorgekommen? Haben sich denn die Arbeiter einmal ihrer internationalen Verbindung bedient, um die Herstellung von Kanonen und dergleichen zu verbieten? Geht es denn überhaupt bei den Arbeitern in ihrem Kampf, in ihrem unmittelbaren Kampf um andere Interessen, um andere Verhältnisse, um andere Forderungen außer ökonomischen, außer dem, was

eine Beziehung zu wirtschaftlichen Dingen oder zur Bekämpfung der gegnerischen Kreise hat? Geht es in dem unmittelbaren, alltäglichen Kampf auch um ein anderes, höheres Verhältnis der Arbeit zu dem, was gearbeitet wird, das heißt, geht es, soweit es möglich ist, darum, daß die Arbeit nicht das schaffe, was man nicht braucht, was Schaden, Demoralisation bringt, was nur dem Parasitentum und dergleichen dient? Geht es hier um andere, neue, tiefere Beziehungen zum Leben an sich?

Das ist die Folge davon, daß die Arbeit nicht national ist, daß sie auf Klassen- und nicht auf nationalen Interessen beruht, nicht auf den Interessen des Volkes und des Landes. Wenn die Arbeit wirklich das gesellschaftliche Leben des Menschen umzuschaffen strebt, muß sie das ganze Leben des Menschen, den ganzen Menschen, das heißt vor allem das Volk, die Nation in dem oben erwähnten Sinne umschaffen. Und die Arbeit kann es auf natürlichem Wege, weil sie natürlich schafft und natürlich belebt. Sie schafft Größeres als das Kapital schaffen kann, und erzeugt ein höheres Leben als dieses. Sie macht nicht reich, macht nicht zum Herrscher, während sie

schafft und belebt, — und das ist vielleicht ihre größte Macht. Sie muß aber diese Macht kennen und sich ihrer zu bedienen verstehen. Man muß sich klar machen, daß ein höheres Leben führen als das Leben in Reichtum und Herrschaft — sich vollkommen in das Leben der unendlichen Natur einleben heißt, daß die Arbeit nicht nur technisch das Leben zu verbessern, sondern es auch zu schaffen und zu entdecken hat und zum Erforschen eines neuen Lebensinteresses, eines neuen Lebenszieles führen soll. Die menschliche Erkenntnis hat für den Menschen Lebensinteressen, Lebensziele und Genüsse geschaffen oder entdeckt, die andere lebende Geschöpfe nicht kennen, wie etwa ästhetische, ethische und religiöse. Die Arbeit hat in dieser Richtung weiterzugehen. Die Erkenntnis hat dem Menschen die Möglichkeit gegeben, die Natur zu erkennen und dadurch das Leben besser, bequemer zu machen, hauptsächlich in technischer Hinsicht. Die Natur erkennen heißt aber noch nicht sie lebendig erfassen, sie leben. Die Arbeit muß dem Menschen die Möglichkeit geben, sozusagen kosmisch zu erkennen, kosmisch zu leben, kosmisch zu schaffen. Die Arbeit hat das menschliche Leben

von dem Menschen zu befreien — wenn dieser Ausdruck genug sagt —, die engen, verschlossenen Mauern der Stadtkultur, in der das Leben eingesperrt und eingezwängt ist, niederzureißen und es sich frei mit dem Leben der Natur vereinigen zu lassen. Da öffnen sich dem Menschen Fundgruben von neuen Interessen, Erlebnissen, Erkenntnissen, Beziehungen, Schöpfungen — ein neues Leben, nicht etwa eine Umwertung alter Werte, sondern neue Werte, neuer Reichtum, ein neues Reich ohne Herrscher und Knecht — eine neue Welt. Das wichtigste Zwischenglied aber zwischen dem Leben des Einzelnen und dem Leben der Natur ist, wie gesagt, die Nation, das Leben der Nation. Die Arbeit muß national sein. Die Arbeit — das ist das Volk, die ganze Kraft des Volkes. Ihr Kampf ist kein Klassen-, sondern ein nationaler Kampf, der Kampf des Volkes gegen seine Parasiten. Nicht um die Interessen der Arbeiter ‹im sozialistischen Sinn› und der Arbeiterklasse darf es der Arbeit in ihrem Kampf, der sich auf diese Weise nur auf ökonomisches Gebiet erstrecken kann, sich handeln, sondern um die Interessen eines jeden, der sein und des Volkes Leben mit seiner, und

nur mit seiner Kraft schafft ‹das heißt, der nach Möglichkeit so viel gibt, als er Leben in sich hat, und wirtschaftlich nicht mehr — und selbstverständlich nicht weniger — nimmt, als er zum Leben braucht› und um die Interessen des ganzen Volkes. Der Kampf muß also auf nationaler Grundlage ruhen. Diese Grundlage hat eine ganz andere Weite, denn es ist die Grundlage des ganzen Volkes mit allen seinen Interessen und Idealen, die Grundlage des ganzen Landes, der ganzen Menschheit, nicht im abstrakten Sinn, weil hier auch die realen Interessen der anderen Völker mit inbegriffen sind, soweit ein Volk für die Interessen der anderen Völker zu sorgen imstande und verpflichtet ist.

Dies alles sind selbstverständlich nur kurze Andeutungen. Ich habe hier nicht die Absicht, neue Theorien aufzustellen oder alte zu bestreiten. Ganz im Gegenteil habe ich mich bemüht, möglichst nur das zu sagen, was für meinen Gegenstand höchst nötig ist. Es geht mir da hauptsächlich um unsere eigene Nation.

Aber darüber in dem folgenden Brief.

Einstweilen alles Gute, meine Freunde!

Palästina.

VIERTER BRIEF

Meine Freunde!

Ich kehre jetzt zu unserem Gegenstand zurück, zu unserer eigenen Nation. Wer einer lebendigen Nation angehört, kann sich den Luxus oder die Laune erlauben, ein Kosmopolit, ein Antinationalist, ein Nationalist auf Bedingung, ein Nationalist aus Gnade oder Verpflichtung und dergleichen zu sein. Ihm wird das gar keinen Schaden bringen. Im Grunde bleibt er unbewußt, wenn nicht bewußt, seinem Volke mit Leib und Seele ergeben. ⟨Wir haben es zu Anfang des jetzigen Krieges an den größten Antinationalisten zur Genüge beobachten können.⟩ Er hat in seinem alltäglichen Leben genügend nationale Luft, die ihn nicht national sterben läßt, die ihn mit dem Leben, mit der Seele seines Volkes in lebendiger Verbindung hält: das Land, die Sprache, die Sitten – alle Beziehungen zum Leben. Sein Anteil an der nationalen Arbeit

seines Volkes, seine Hingabe an diese Arbeit wird dadurch nicht viel geringer werden, denn er arbeitet das, was er auch immer für die Menschheit arbeiten mag, in Wahrheit für sein Volk und in den Grenzen seines Volkes. Aber wir? Was läßt uns nicht national sterben? Wo ist unsere nationale Luft? Für wen arbeiten wir, wenn wir für die Menschheit arbeiten? Was verbindet uns untereinander? Was erhält uns heute auf der Welt als eine besondere Nation?

Ein für allemal: wir müssen wissen, wo wir in der Welt sind, wir müssen wenigstens den Mut haben, uns selbst die reine Wahrheit zu sagen: wenn nicht Nationalismus bis ins letzte, d. h. wenn nicht das nationale Ideal das höchste ist, vor dem alle übrigen Ideale, parteiliche und unparteiliche, zurücktreten, dem wir mit Leib und Leben restlos ergeben sein müssen — dann Assimilation bis ins letzte, bis zur Vermischung mit den Völkern, unter die wir zerstreut sind. Wir dürfen keinen Augenblick vergessen, daß, wenn wir nicht beizeiten darauf achten, die Assimilation bei dem gegenwärtigen Niedergang der Religion überhaupt von selbst kommen wird, besonders wenn in den Golusländern die Lage der Juden wirk-

lich etwas besser werden wird. Wir müssen uns darüber klare Rechenschaft abgeben, daß wir nicht geistig so in die Welt hinein leben dürfen wie andere, ebenso wie wir es materiell nicht dürfen. Wir haben heute keine geistigen, wie auch keine materiellen ererbten Güter oder so gesicherte Berufe, daß sie es uns ermöglichen könnten, geistig wie materiell sorglos zu leben. Wir können uns nicht von verschiedenen Strömungen und Wellen tragen lassen wie andere, weil die Strömungen und Wellen nicht die unseren sind, weil sie nicht von unserem Leben kommen und uns, wie sie es schon mit vielen von uns getan haben, dorthin verschleppen können, von wannen man nicht zurückkommt. Wir müssen selbständig-bewußt leben. Die Hauptsache ist: jeder von uns muß aus der Tiefe seines eigenen »Ich« erkennen, daß er, wenn er für das Leben unserer nationalen Seele sorgt, zuinnerst für die Ganzheit seiner eigenen Seele sorgt, für das Leben und Schaffen seines eigenen Ich.

Mehr brauchen wir nicht. Jeder Jude soll für sich, für seine eigene geistige Form, seine eigene Seele sorgen, dann werden wir schon irgendwie einen Weg finden. Für sich sorgt

man anders, ruhiger, sicherer, tiefer, klarer. Da ist kein Ort für Meinungsverschiedenheiten. Da sieht jeder bei sich das ganze Gebäude von allen Seiten und bis in die tiefsten Fundamente. Und da sieht er bald, daß in Wahrheit seine eigene Seele zerrissen ist und wir deshalb untereinander so zerrissen sind, da wird ihm klar, daß unser nationaler Riß seinen Anfang in der Seele eines jeden von uns hat. Jeder von uns soll den Riß seiner Seele heilen, in seiner Seele Frieden stiften, dann werden wir auch zu einem Frieden unter uns kommen. Jeder von uns soll dorthin gehen, wohin ihn seine eigene ganze und freie Seele, sein eigenes, reines, natürliches, selbstständiges Ich führt, dann werden wir schließlich, auf verschiedenen Wegen, zu unserer echten nationalen Seele, zu unserem reinen nationalen Ich kommen. Von allen Punkten einer Kugeloberfläche treffen sich die Linien, die in die Tiefe führen, im Mittelpunkt. „Die Hauptsache ist das Pünktchen", pflegten frühere Juden zu sagen, und das ist gar nicht so töricht, wie man heute meinen zu müssen glaubt, und wenn man ein wenig gründlicher nachdenkt, gewinnt es einen ganz tiefen Sinn.

Das alles und viel mehr spricht jetzt zu uns das Leben, spricht mit der Stimme unseres vergossenen Blutes.

Wir müssen ohne Dolmetscher hören, was es spricht, ohne Brille es von Angesicht zu Angesicht schauen. Dann wird uns klar, daß alles, was uns fehlt, sich in dem einen Wort ausdrücken läßt: Leben. Von welcher Seite wir auch an unsere Frage herantreten, sei es von der politischen, sei es von der ökonomischen, sei es von der geistigen, — die Frage geht um das Leben, um die Umschaffung dessen, was bei uns bis jetzt Leben heißen mußte. Wir wollen keine Parasiten auf fremdem Organismus sein, mit all den Phrasen und all den Genüssen von Parasiten, wir suchen unser eigenes Leben. Wir müssen wenigstens ein Fleckchen auf der Erde haben, wo wir selbst neues Leben schaffen, das wie ein belebendes Elixir auf unseren ganzen zerstreuten nationalen Volkskörper wirkt und ihm überall Kraft gibt, sein Leben nach dem Bilde und Maße seiner lebendigen Seele umzuschaffen — bis die glückselige Zeit der vollen Erlösung kommt.

Und da haben wir den anderen Punkt, in gewisser Hinsicht den Mittelpunkt, auf den wir

uns praktisch einigen können. Es gibt keine Kraft auf der Welt, die Menschen so verbindet wie gemeinsames Schaffen, weil es keine Kraft gibt, die den Menschen so belebt, die den Menschen so umwandelt, wie das Schaffen. Schafft der Mensch Leben, so schafft er Leben für sich selbst, schafft sein eigenes Ich um, schafft er sich selbst um, so schafft er Leben. Nicht durch Debatten und nicht durch Unterhandlungen können wir zu einer Verständigung, zu einer gemeinsamen nationalen Arbeit kommen, sondern gerade durch die Arbeit selbst, durch das Schaffen von Leben. Mögen die Juden in jedem Lande ihre lokale Arbeit tun, wir, alle Juden insgesamt, haben eine große nationale Arbeit: einen eigenen Winkel eigenen nationalen Lebens zu schaffen. Und das können wir in der Tat bald tun, sobald nur der Krieg aufhören wird. Ein Stückchen Anfang haben wir doch schon in Palästina. ⟨Jetzt ist er niedergehalten, vom bösen Sturm mitgenommen, aber der böse Sturm wird sich legen und der junge Samen wird mit der Zeit wieder aufleben, denn er lebt.⟩

Also — Palästina? Wird ein Jude eine solche Frage stellen, so überlasse ich sie seinem

eigenen Urteil, überlasse sie ihm ganz ruhig, ohne die geringste Furcht, nur mit der einen Bedingung, daß auch er keine Furcht habe, deutlich und standhaft die Antwort anzuhören, die ihm auf diese Frage in der Tiefe seiner Seele gegeben wird. Vor einer jüdischen Seele hat Palästina keine Angst.

Also — Palästina. Was können die Juden in den Golusländern für Palästina tun? Was kann Palästina den Juden in den Golusländern geben? Da kommen wir wieder zu dem, was am Ende des ersten Briefes gesagt wurde, daß nur dann Juden etwas Rechtes für Palästina tun können, wenn Palästina ihnen etwas Rechtes gibt. Und daher gilt es, über beide Fragen oder über beide Seiten dieser einen Frage zu sprechen, und zwar zuerst über das, was Palästina den Golusländern geben kann.

Die erste, wenn nicht die größte Gabe ist das Bewußtsein, daß wir unser Leben schaffen, daß wir etwas sind und etwas können. Wir haben bereits den Geschmack des Lebens einer Nation vergessen, — und hier fühlen wir ihn wieder! Zwar ist das Leben klein, mikroskopisch klein, ein Tropfen im Meer — aber ein Tropfen Leben! Wißt ihr, was das heißt? Jedes Leben

beginnt mikroskopisch: mit einer Zelle, mit einem Mikroorganismus. Das Wesentliche ist, daß der Tropfen lebendig und entwicklungsfähig sei. Ein Tropfen Leben wirkt lebendiger als ein großes Meer von Wasser.

Das sehen wir gerade in Palästina an allem.

Das erste ist die Arbeit. Da beginnt man erst zu fühlen, was mikrokosmisch natürlich – volkswirtschaftliche Arbeit bedeutet. Da beginnt die Arbeit sich organisch mit der Erde, mit der Sprache, mit dem ganzen nationalen Leben und der nationalen Psychologie zu verbinden. Das alles ist, wie gesagt, mikroskopisch klein, nicht mit dem bloßen Auge zu sehen, und doch werde ich, so will es mir scheinen, mit meinen Worten nicht sündigen, wenn ich sage, daß es kein Land gibt, das den Juden so an die Arbeit bindet wie Palästina. Hat ein Jude eine lebendige Seele, hat er ein Stückchen eigenes geistiges Kapital und dazu die Möglichkeit, so wird er arbeiten. Man muß, so scheint es, schon ein vollkommen Armer oder Verarmter sein, um in Palästina nicht zu arbeiten, sobald man nur die Möglichkeit hat. Vielleicht täusche ich mich. Ich gebe mich nicht für den größten Sachverständigen auf dem

Gebiete geistigen Reichtums aus, aber ich schätze nach meiner Urteilskraft.

Das kann heißen, daß die Arbeit — wieder selbstverständlich mikroskopisch gemessen — im höheren Sinne national wird. Hier steht die Arbeit nicht auf rein ökonomischem, sondern im Grunde auf nationalem Boden. Der Kampf für die Arbeit trägt hier auch keinen Klassen- kampf- sondern nationalen Charakter: es ist ein Kampf für die Arbeit gegen das Parasiten- tum. Selbstverständlich ist es noch zu früh, darüber Bestimmtes zu sagen, es ist nur ein Anfang, ein Tropfen im Meer. Aber wer weiß? Vielleicht wendet sich vieles an uns selbst, daß hier etwas Neues geschaffen wird. Jedenfalls können hier die Juden der Golus- länder viel wirken durch ihren Einfluß, der hier sehr groß ist, richtiger sehr groß sein kann, wenn sie bewußt wirken werden. Ich meine hauptsächlich den moralischen Einfluß, d. h. die öffentliche Meinung der Juden in den Golus- ländern, was soviel heißt als die Meinung des jüdischen Volkes. Sie müssen nur sehr energisch fordern, daß in Palästina die Arbeit nur durch eigene Hände getan werden soll. In Palästina darf der nicht von der Erde leben, der nicht

selbst mit seiner Familie arbeitet ‹schon deshalb nicht, weil das jüdische Volk nicht soviel Erde besitzt, um sich den Luxus von nicht-arbeitenden Gutsbesitzern erlauben zu können›. Hat einer Erde, so ist er verpflichtet zu arbeiten, er und seine Familie; nur im Notfall darf er Helfer nehmen und zwar, selbstverständlich, jüdische. Eigentlich mußte die Erde in Palästina überhaupt national sein. Das ist der Hauptgedanke des Nationalfonds. Aber nicht weniger wesentlich ist die Arbeit. Nationale Erde und nationale Arbeit, das sind zwei Seiten einer Münze. Was das jüdische Volk in Palästina vor allem sucht oder suchen muß, ist ein Leben durch eigene Hände und kein parasitäres. Parasitentum heißt wieder Golus. Das jüdische Volk muß durchaus jüdische Arbeit fordern. Diese Forderung, das Wirken für sie ist eines der Dinge, die die Juden der Golusländer für Palästina tun können, die sie zu Teilhabern an unserm Leben und Schaffen machen. Das kann für beide Teile eine gute Folge haben: es werden mehr jüdische Hände arbeiten, und die Arbeitenden werden sich moralisch gestärkt fühlen. Das Bewußtsein, daß das jüdische Volk zu der Erkenntnis gekommen ist, daß unser Leben durch unsere

eigenen Hände geschaffen werden muß, ist eine große und schöne moralische Stütze für die Arbeit in Palästina.

Das Größte aber, das die Juden der Golusländer geben können und müssen, sind junge Kräfte, die hierherkommen sollen, um hier zu arbeiten und ihr Leben zu gestalten. Je größer die Kräfte, je reicher die Seelen, desto besser. Wir brauchen hier nicht nur Hände; mit den Händen, die kräftig arbeiten, muß zugleich eine Seele sein, die stark, reich, groß lebt, ein Gedanke, der das hell beleuchtet, was hier gearbeitet, gelebt und gelitten wird. Wir legen jetzt den Grundstein eines neuen Lebens, und dieser Grundstein muß aus großen, mächtigen Quadern bestehen. Kräfte, große, reiche Kräfte fordert Palästina vom jüdischen Volke, geistiges Kapital, mit materiellem Kapital kann man hier gar nichts machen, wenigstens gar nichts Schöpferisches. Abgesehen vom Nationalfond und dergleichen Institutionen, die der nationalen Erde dienen, kann man fast sagen, daß Palästina an das jüdische Volk unseres Vaters Abraham Bitte hat: „Gib mir die Seelen, das Geld magst du behalten!"

Überhaupt sollten wir, wenn wir an eine Arbeit in Palästina herantreten, mehr ans

Schaffen denken denn ans Machen, mehr an ein neues, ersehntes, großes Leben denn an das Wenden des abgenützten, abgetragenen Lebens. Palästina ist mehr als ein altes Feiertagskleid, mehr als ein guter Broterwerb, mehr als ein technisches Unternehmen. Man muß da einen großen Maßstab anwenden, einen allmenschlich kosmischen Maßstab, der in unseren alten Träumen von Erez Israel enthalten ist. Darin ist auch unser Recht auf Erez Isreal und unsere Kraft für Erez Israel enthalten. Wir haben keine andere Kraft, aber diese Kraft ist groß genug, wenn wir sie recht verstehen und erleben. Mit einem kleinen Maßstab können wir hier nichts zustande bringen, nicht einmal einen guten Broterwerb — fürs Volk natürlich. Das kann man leicht und klar an dem erkennen, was man hier mit großen Kapitalien und kleinen Maßstäben gemacht hat. Zerstörung und nicht Aufbau, Golus und nicht Erneuerung. Was von der früheren Aufbauarbeit wirklichen Wert hat, ist von Menschen geschaffen worden wie die Bilu, die noch den großen Maßstab hatten. Ich will darüber nicht viel reden, — das gehört ja auch zu den Dingen, die sich nicht beweisen lassen. Aber

wer sein eigenes Leben mit einem großen Maßstab mißt, der wird es ohne Beweise einsehen. Man soll aber nicht glauben, daß ich da von Luftschlössern spreche, — ich spreche hier vor allem andern ganz einfach von der Arbeit der eigenen Hände. Das ist die Grundlage, auf der unser Tun und Schaffen Realität und Wert erhalten kann. Schaffen, bildet man sich ein, könne man nur mit dem Gehirn, mit einer Art luftiger „Intuition". Unsere Wohltäter „schaffen" auch — mit fremden Händen. Es ist bald Zeit zu verstehen, daß man Leben vor allem mit den Händen schafft, mit der Intuition, die den ganzen Menschen ausfüllt, die den ganzen Körper und die ganze Seele bewegt und die leben, menschlich leben heißt. Habt ihr keine Intuition in den Händen, wenn ihr daran geht, Leben zu schaffen, so habt ihr sie nirgends. Das ganze Unglück ist aber, daß unser Parasitentum so tief wurzelt und uns so umfassend und durch und durch beherrscht, daß wir es gar nicht fühlen. Wir sind Parasiten auf fremden Händen, auf fremdem Gehirn, auf fremder Seele, auf fremdem Leben. Selbst zu arbeiten, selbst zu denken, fühlen, schaffen, selbst zu leben — das müssen wir erst lernen. Palästina ist zwar unser Lehrer,

aber wir sind sehr schlechte Schüler. Etwas davon lernen wir aber doch.

Ebenso steht es mit unserer Sprache. Schwer fällt es uns, arbeiten zu lernen, — reden zu lernen fällt uns auch nicht leicht. Und trotzdem lernen wir etwas. Das zeigt uns wieder, was Leben, wenn auch nur ein Tropfen Leben heißt. Wie ihr seht, meine Freunde, bin ich weit davon entfernt, euch die Dinge schönzufärben. Ich will euch nicht erzählen, daß in Palästina unsere Sprache lebe, daß man hier ausschließlich hebräisch spreche. Man redet verhältnismäßig wenig hebräisch, und die Sprache ist noch nicht eigentlich lebendig und richtig. Und doch — die Sprache wächst, das ist eine Tatsache. Nicht nur Schulen werden hebräisch geführt, nicht nur Versammlungen, Aufführungen, Referate Hebräisch gehalten, — auch im alltäglichen Leben breitet sich hebräisch immer mehr aus, man spricht immer mehr und immer besser. Und wenn ihr hört, wie ein Kind — und solche gibt es hier sehr viele, immer mehr — mit der Mutter hebräisch spricht und nur hebräisch, weil es keine andere Sprache kann, oder wenn ihr seht, wie Kinder in hebräischer Sprache spielen, sich necken, streiten, — das schmeckt schon, sagt

was ihr wollt, nach Leben. Das ist kein Gespräch von Mitgliedern eines hebräischen Sprachvereins mehr. Und zudem hatten wir doch auch sozusagen einen Kampf mit dem „Hilfsverein" wegen Hebräisch. Das ist zwar auch etwas sehr Kleines gegenüber einem wirklichen Kampf, den ein lebendiges Volk — z. B. die Tschechen oder Polen — für seine Sprache führt. Aber die Hauptsache ist, daß Leben da war. Ein Zeichen dafür ist, daß es unseren Freunden in den Golusländern so nahe gegangen ist. Und nicht umsonst.

Offenbart sich der Mensch, wie man sagt, im Stil, so sicherlich die Nation in der Sprache. Unser Hebräisch in Palästina ist ein klarer Spiegel unseres Lebens in Palästina. Und in diesem Spiegel sehen wir am klarsten, wie groß die Schwierigkeiten in unserem Tun und Schaffen sind, die aus uns selbst, aus unserem inneren, geistigen Golus kommen.

Es wurde oben gesagt, daß hier die Arbeit sich organisch mit der Sprache zu verbinden beginnt. Aber der Anfang ist schwer und so klein, daß er sich eher erraten als spüren läßt. Es ist genug, zu sagen, daß man fast nicht merkt, daß hier eine Art Bund sein muß. Und

woher soll dort ein solches Gefühl entstehen, wo man so wenig, ja man übertreibt nicht, wenn man sagt: gar nicht die Notwendigkeit eigener Arbeit fühlt? Nicht nur über eine einfache, palästinensische Siedlung, sondern auch über ein geistiges Zentrum läßt sich so gut denken, reden, schreiben ohne jede jüdische Arbeit oder mit so viel, als nötig ist, um dem werktäglichen Unternehmen einen feiertäglichen Hauch zu geben. Die Hauptsache ist, daß Juden einen anständigen Unterhalt und ein ruhiges Leben haben, damit sie sich mit Thora, Wissenschaft und guten Taten beschäftigen können. Es ist kein Wunder, daß man ein vielleicht noch glücklicheres Ideal gefunden hat, daß es ein Schreiber fertig gebracht hat, mit seherischem Blick zu entdecken, daß Palästina ein Land für Touristen sein und davon sehr gut leben wird, d. h. einfach, daß Palästina eine Art großes Hotel sein wird. Etwa keine schöne Erwerbsquelle für das jüdische Volk? Bei solchen Begriffen von dem, was wir in Palästina suchen — was für ein lebendiger, natürlicher Bund kann da zwischen unserem Leben und Tun und unserer Sprache sein? Welche neuen, eigenartigen Begriffe, Gedanken, welche neuen Seelenregungen, die ein

besonderes Ausdrucksmittel fordern, können auf einem solchen Boden wachsen? Im Gegenteil, wenn ihr euch mit dem Leben unserer größten Kolonien bekannt macht, werdet ihr sehen, ob in ihrem ganzen Leben etwas geschaffen wird, das einen neuen, eigenen hebräischen Ausdruck erfordert. In Wirklichkeit sprechen sie Jargon ‹der Teil der jungen Generation, der im Land geblieben ist, spricht etwas Hebräisch›, weil ihr ganzes Leben, kann man sagen, nichts anderes als eine Art Jargon ist. Das ist ein Leben, das sehr gut dadurch charakterisiert wird, daß es nicht einmal die wenigen Kolonistenkinder an sich zu fesseln vermag. Die junge Generation hat sich mit diesem Leben so vollgesogen, daß sie großenteils fortgegangen ist, um die Hauptelemente dieses Lebens, d. h. Franken, Napoleons, Dollars, Pfund, dort zu suchen, wo sie leichter zu haben sind – in Amerika, Afrika, Australien usw.

Mehr spricht man hebräisch unter den Arbeitern und vielleicht noch mehr unter den Arbeiterinnen. Es ist zu beobachten, daß Mädchen, die nie in einem Cheder gelernt haben, schneller Hebräisch lernen können und im allgemeinen mehr geneigt sind, Hebräisch zu reden als die männ-

liche Jugend. Erst hier, im Leben der Arbeiter, beginnt man von einem Bund zwischen dem Leben, das man sucht, und der hebräischen Sprache zu träumen. Hier wird etwas gesucht, und irgendwo aus der Tiefe läßt sich das Leben vernehmen. Aber vorläufig ist es noch ein ferner Traum, so fern wie das Leben, das gesucht wird. Die Arbeit, die Sprache — das ist das Volk, der Mensch. Die Arbeit kommt uns schwer an, die Sprache kommt uns schwer an, weil es schwer, schwer ist, einen neuen Menschen zu schaffen, sich selbst aufs neue zu schaffen. Das ist vielleicht das Größte, das gesucht wird, aber auch das Schwerste. Daher ist es kein Wunder, daß die Suchenden nicht immer leicht den festen Bund zwischen den drei Dingen Mensch, Arbeit, Sprache sehen und nicht erkennen, daß das ein organisches Leben ist und daß, wenn man sich nur einem oder zweien dieser Elemente auf Rechnung der übrigen hingibt, man allen, dem ganzen Leben schadet.

Aber die Sprache wächst wie gesagt und die Arbeit wächst auch, folglich muß man danach streben, daß auch der Mensch wachse. Man sieht nicht wie Gras wächst, wie der Mensch wächst gewiß nicht.

Und da können auch die Juden in den Golusländern vieles durch ihren moralischen Einfluß wirken, wenn sie von Palästina genügend beeinflußt sein werden. Wenn das Volk bewußt leben wird, wird sein Wille hier bewirken, daß wir tiefer und bewußter leben, daß unser Leben hier immer mehr an Ganzheit gewinnt von seinen Wurzeln tief in der Natur bis zu seinem Ausdruck in unserer Sprache. Aber auch umgekehrt. Ob die Juden in den Golusländern Hebräisch reden werden oder nicht ‹darüber können nur die Juden in ihren Wohnorten selbst entscheiden›, — die Wirkung, die das lebendige Hebräisch auf das ganze Volk, seine ganze Seele haben wird, wird sicherlich so groß sein, als die Sprache in Palästina lebendig sein wird. Man kann sagen: wenn unsere alte Sprache in unserem alten Lande vollkommen lebendig sein wird, wird das bedeuten, daß unser altes Volk lebt.

Die Arbeit, die Sprache, der Mensch, das Leben — das lenkt den Gedanken gleich auf die Schulen. Die Schule umfaßt auch das ganze Leben, wie die Arbeit und die Sprache, nur von einer anderen Seite. Die Schule bildet die neue Generation heran und das bedeutet in Wahrheit die Schaffung eines neuen Menschen, eines neuen

Lebens. Sie muß sicherlich mit allen Elementen des menschlichen Lebens eine organische Einheit bilden. Ich will hier nicht von unserer Schule überhaupt sprechen: das ist eine zu große Frage. Aber in dem Zusammenhang, in dem wir hier stehen, kann man, glaube ich, in unseren Schulen ein Streben nach dem richtigen Weg sehen. Wir sehen wenigstens, daß viele Schüler, die z. B. das Jaffaer Gymnasium absolviert haben, zur Arbeit übergehen. Ueberhaupt sieht man unter den älteren Schülern des größten Teiles der Schulen, und man kann fast sagen, unter dem größten Teil der Lehrer eine gewisse Annäherung an die Sphäre der Arbeit und der Arbeiter. Das ist selbstverständlich nicht durchweg so, und vielleicht in nicht genügend großem Maße, aber etwas ist es und es erweckt Hoffnung. Von hier aus ist der Gedanke nicht mehr fern, daß die Idee einer Universität in Palästina nicht so gefährlich ist, wie sie sich in der Phantasie derer darstellt, die vor „Geistern" oder Geistigkeit so sehr zittern. Wenn man von der Universität zur Arbeit kommen wird — und man kann hoffen, daß ein gewisser Teil bestimmt kommen wird — wird man von der Arbeit zur Universität auf dem rechten Weg kommen, auf dem

Weg, der vom Leben ausgeht und zum Leben führt. Dabei können beide gewinnen: sowohl die Arbeit als auch die Universität. Aus dieser gegenseitigen Wirkung kann in der Tat ein neuer Gedanke entstehen, ein Gedanke, der unmittelbar aus unserem Leben, unserem Schaffen, unserer Natur hervorwächst.

Aber ich nehme die Sache auch von einer anderen Seite. Wenn ich hier über die Schulen und eine Universität spreche, so geht es mir nicht nur um Palästina, sondern auch um die Golusländer. Mag wer will vor dem „bourgeoisen" Gedanken erschrecken —, mir geht es sehr darum, daß unsere Jugend in den Golusländern in einem gewissen Maße die Möglichkeit haben wird, in Palästina erzogen zu werden. Das wird gewiß einen großen Einfluß auf die Juden in jenen Ländern haben, auf ihr ganzes geistiges Leben, und wird auch als lebendiger Verkehr zwischen Palästina und den übrigen Juden dienen. Mögen nur junge Kräfte nach Palästina kommen, um hier zu arbeiten und zu leben, Kinder und Erwachsene, um hier zu arbeiten und zu leben, Kinder und Erwachsene, um hier zu studieren ⟨von ihnen wird sicher auch ein Teil hier bleiben und arbeiten⟩, — das wird

beide Seiten beleben und erleuchten: sowohl Palästina als auch die Golusländer. Da ist ebenfalls eine gegenseitige Wirkung vorhanden. Wird Palästina leben und Leben schaffen, dann wird das Leben der übrigen Länder auch größer, tiefer, reicher werden und seinerseits das Leben in Palästina vertiefen und bereichern.

Das alles, d. h. unser ganzes Tun und Schaffen in Palästina hängt natürlich nicht allein von uns selbst ab. Von dieser Seite, d. h. von der politischen Seite habe ich hier nicht gesprochen. Ich bin kein Politiker und das ist nicht meine Sache. Darüber sollen die nachdenken, die dazu fähig sind. Gewiß, wir hängen schließlich doch von andern ab, ich habe aber von dem geredet, was von uns abhängt. Das ist bei mir die Hauptsache. Werden wir einen Willen haben, — so werden wir wohl leiden, werden Sorgen, Störungen haben, aber am Leben werden wir bleiben und schließlich wird etwas da sein. Unsere Arbeit kehrt sich nicht um Politik; wenn der schlimme Wind sich ein wenig legt, können wir wieder arbeiten.

Noch eine der wichtigsten Fragen habe ich hier nicht berührt — die Frage unseres Verhältnisses zu den Arabern. Hier fragt man nicht

so sehr nach der politischen als nach der moralischen Seite. Man weist uns hier auf einen tiefen moralischen Widerspruch hin, der in unserem ganzen Palästinaideal stecke. Davon will ich hier nicht reden, meine Briefe sind auch so schon länger geworden als ich dachte. Darüber vielleicht ein anderes Mal. Hier kann ich nur einen Wink geben, daß unser Verhältnis zu den Arabern — natürlich soweit es von uns abhängig ist — auf neue Grundlagen gestellt werden muß, auf die Grundlagen, die hier höhere nationale, allmenschlich-kosmische nationale Interessen genannt worden sind.

Ich hätte hier vielleicht noch etwas, vielleicht noch viel zu sagen gehabt, etwas das viel sagt, etwas das man sagt, wenn das Herz offen ist. Aber das ist nicht nötig, das vermittelt sich ohne Worte, wenn es genug Kraft hat, Herzen zu öffnen, und begleitet in der Tiefe das, was durch Worte ausgedrückt werden muß. Ein Gedanke hat mich zum Schreiben gebracht, und dieser eine Gedanke nimmt jetzt Abschied von mir, da ich zu schreiben aufhöre, nimmt Abschied wie einer der zum erstenmal von seiner Heimat in die große Welt hinausgeht, — wer weiß? . . . Wer weiß ob wir selbst jetzt — ich glaube, es genügt

zu sagen: selbst jetzt, ohne Erklärungen — wer weiß, ob wir selbst jetzt uns schließlich umsehen, bis auf den Grund unsere Lage erkennen und ernstlich an die Heilung unserer zerrissenen Seele gehen werden, uns verständigen, uns zu einer großen nationalen Tat vereinigen werden, — wer weiß? . . .

Was sagt ihr, meine Freunde, habe ich mich an die richtige Adresse gewandt? . . .

Friede und Segen sei mit euch!

Palästina.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DS
102
.5
G67A4
1919

Gordon, Aaron David
Briefe aus Palästina

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 10 03 16 001 6